

horizont^e magazin

evangelisch
ehrenamtlich
engagiert



mit
Im Blick
Das Magazin der
Diakonie
im Oldenburger Land

Ich bin ein Suchender

Sein Glaube ist für Bischof Thomas Adomeit ein Geschenk. Aber er kennt auch Zweifel.

„FÜRCHTET EUCH NICHT!“

Die Weihnachtsbotschaft ermutigt und tröstet zugleich

EDWINA TREPTOW-STICKAN

Warum das Ehrenamt ihren Horizont weitet

DAS KIND IN DER KRIPPE

Von der Kraft der Weihnachtsgeschichte

Fürchte dich nicht, **Maria**; denn du hast bei Gott **Gnade** gefunden.



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

›Fürchtet euch nicht!‹ Dieser Satz aus der Weihnachtsgeschichte ist aktueller denn je. Die Kriege, die Krisen und der Klimawandel machen vielen von uns Angst. Darum ist der Satz ein Hoffnungsversprechen. Das gilt auch dann, wenn der Glaube verzagt, die Zweifel kommen.

Die neue Ausgabe von **horizont^e** greift beides auf – den Glauben und den Zweifel. Verschiedene Glaubensvorstellungen laden zum Nachdenken ein. Sie zeigen unterschiedliche Sichtweisen, unterschiedliche Herangehensweisen. Sie finden sich in Liedern, Filmen und Gesprächen, in Porträts und kurzen Gedanken. Sie sind ebenso persönlich wie nah. Sie stimmen in ihren Aussagen nicht immer überein, aber es gibt zahlreiche Schnittmengen. Und alle zusammen spiegeln sie die Vielfalt des Glaubens wider. Auch der Zweifel, das kritische Hinterfragen hat dort seinen Platz. Er gehört dazu. Wichtig ist, ihn auszusprechen, so wie es auch Bischof Thomas Adomeit im Interview offen tut (siehe Seite 18).

Wir von **horizont^e** möchten Ihnen Anregungen geben: für Gespräche in den Familien, unter Freunden und Freundinnen, in den Gemeinden. Und vielleicht sind gerade das Weihnachtsfest und die Tage des Jahreswechsels eine gute Gelegenheit, darüber miteinander zu sprechen.

Eine inspirierende Lektüre wünscht Ihnen im Namen der Redaktion

Ihr

HANS-WERNER KÖGEL
Referent Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
presse@kirche-oldenburg.de

»Wie wäre die Welt ohne Religion?«

PAULINA PAHL, 24, Studentin aus Oldenburg

Als Philosophin fasse ich Religion sehr weit, nämlich: als eine Orientierung, die davon ausgeht, dass es etwas gibt, das über uns Menschen hinausgeht; etwas, das wir erahnen, nicht aber klar erkennen oder beweisen können. Eine Welt ohne Religion wäre demnach eine Welt, in der es nur das bereits Vorhandene gäbe. Jedwede Transzendenz, die das uns Bekannte zu überschreiten vermag, würde uns ohne Religion kaum zugänglich sein. Was bedeutet: Gott wäre ohne Religion nicht denkbar. Ein Leben nach dem Tod wäre nicht vorstellbar. Die Hoffnung auf Gerechtigkeit und Frieden für alle Menschen wäre haltlos und naiv. Sinn und Ordnung in der Welt zu erkennen, wäre kaum möglich. Denn die Religion erinnert uns daran, dass das, was wir erfahren und erkennen, nicht alles ist. Religion hält in uns das Bewusstsein wach, dass die Hoffnung auf Gerechtigkeit oder ein Leben nach dem Tod keine Luftschlöser sind, sondern tief in uns verankerte Bedürfnisse und Sehnsüchte, die ernst

genommen und artikuliert werden möchten und die auf etwas hindeuten.

Ohne Religion würden wir unserer spirituellen Seite kaum gerecht werden können – weder unserem Verlangen nach Sinnhaftigkeit noch nach einer normativen Orientierung, die sich an etwas misst, das über uns endliche Wesen hinausgeht. Eine wichtige Dimension würde fehlen.

Stattdessen würden wir versuchen, alle Phänomene rein rational zu erklären.

Helena Esther Grass

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Philosophie an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg sowie Mitinhaberin der Adorno-Forschungsstelle. Haben Sie auch eine Frage an unsere Philosophin? Dann schicken Sie sie an presse@kirche-oldenburg.de

Damit befriedigten wir zwar unseren Verstand, nicht aber unser spirituelles Bedürfnis – und würden dem Reichtum der Welt und uns selbst als Wesen in der Welt mitnichten entsprechen.

»Warum verhält sich der Mensch so häufig gewalttätig, hasserfüllt, zerstörerisch und unterdrückend gegenüber Andersdenkenden, -glaubenden und -lebenden?«

LUCAS SÖKER, 36, Bildungsreferent aus Jaderberg

Die Frage ist nicht leicht zu beantworten, denn die Gründe für Einschüchterung, Terror und Gewalt sind vielfältig. Das, was uns fremd ist, verunsichert uns und macht uns Angst. Wir fühlen uns durch eine andere Art zu denken, zu glauben oder zu leben infrage gestellt – manchmal sogar unseren gesamten Lebensentwurf. Denn uns werden – meist völlig unbeabsichtigt – Möglichkeiten aufgezeigt, die uns vermitteln: Es könnte auch anders gehen. Andere Wertorientierungen, andere Formen des Glaubens und andere Lebensformen sind nicht nur möglich, sie sind sogar bereits verwirklicht. Dies kann Zweifel in uns auslösen, Unsicherheit und starkes Unbehagen – bis hin zum Hass auf alles, was anders ist als wir selbst. Denn der Pluralismus, mit dem wir heute überall konfrontiert sind, erfordert zum einen, dass wir uns einen Standpunkt im turbulenten Ganzen zu eigen machen, einen, auf den wir uns berufen können und der uns Sicherheit gibt. Zum anderen müssen wir anerkennen, dass unsere Sicht der Dinge nicht die absolute und einzige ist, – stattdessen ist sie bloß eine von vielen Möglichkeiten, auf die Welt zu schauen und sie zu bewerten.

Ich denke, dass es vor allem darum geht, dieses relative Moment auszuhalten und sich infrage stellen zu lassen. Es ist notwendig, eine eigene, reflektierte Position zu entwickeln, zugleich aber auch tolerant all jenen gegenüber zu sein, die einen anderen Fokus haben und anders urteilen als man selbst.



13 Ehrenamtliche Vania Haase: »Ich liebe das, was ich tue.«



10 »O du fröhliche!«: Wie Weihnachtslieder Zuversicht schenken

2 GOTT UND DIE WELT

3 EDITORIAL

4 KOLUMNE: FRAG DIE PHILOSOPHIN

6 DIE WEIHNACHTSGESCHICHTE

Eine Botschaft gegen die Angst

9 KLASSE KIRCHEN

Die St.-Ulrichs-Kirche in Rastede

10 STILLE NACHT

Deutsche Weihnachtslieder beglücken die Welt

13 MENSCHEN EHRENAMTLICH ENGAGIERT

17 ENTDECKT

Vorgestellt: Zwei Hilfsaktionen

18 INTERVIEW MIT BISCHOF THOMAS ADOMEIT

»Mein Glaube hat ganz viel mit Verstehen, Suchen und Erkennen zu tun.«

21 PERSPEKTIVWECHSEL

Die Geburtsgeschichten von Lukas und Matthäus unterscheiden sich und sind doch beide wahr.

25 MYTHEN

In der Bibel gibt es die erstaunlichsten Geschichten. Religionspädagoge Fritz Pinne klärt auf.

27 STELLENANGEBOT

Ehrenamtliche Helferinnen und Helfer für Geflüchtete in Edewecht gesucht

18 »Mein Glaube trägt mich durchs Leben«



IMPRESSUM

horizont® ist das Magazin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg. Es erscheint dieses Jahr dreimal im Einzugsgebiet der oldenburgischen Kirche.
HERAUSGEBER: Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg, Anschrift: **horizont**® Philosophenweg 1, 26121 Oldenburg, Telefon 0441/7701-193, presse@kirche-oldenburg.de, www.kirche-oldenburg.de **REDAKTIONSLEITUNG:** Hans-Werner Kögel, Dirk-Michael Gröttsch (V.i.S.d.P.)
TEXTCHEFIN: Gunthild Kupitz, Hamburg **ART DIREKTION / PRODUKTION:** Designbüro Möhlenkamp & Schuldt, Bremen **BERATUNG:** Ulf Grüner, Hamburg
REDAKTIONELLE BEITRÄGE: Rainer Claus, Gudrun Goldmann, Esther Helene Grass, Uwe Haring, Lukas Söker, Paulina Pahl, Thomas Klaus, Hans-Werner Kögel, Gunthild Kupitz, Michael Kusch, Annette Muschalik, Fritz Pinne, Anna-Katharina Szagun, Edwina Treptow-Stickan **BILDNACHWEISE:** Titel: Tobias Frick // Brunhild Assmann, Diakonisches Werk Oldenburger Münsterland, ELKIO, ELKIO/Tobias Trapp, Tobias Frick, Hans-Werner Kögel, Gina zu Jeddeloh, Privat, Illustrationen: Björg Rühls, Upklyak – Freepik.com, iStock **DRUCK:** Prull-Druck GmbH & Co. KG, Scheideweg 25–29, 26121 Oldenburg **PAPIER:** Recycling aus 100 % Altpapier **horizont**® ist beim 11. icma International Creative Media Award mit einem Award of Excellence für das herausragende Design der Zeitschrift ausgezeichnet worden. **FEEDBACK:** Bei Fragen und Anregungen schreiben Sie uns unter presse@kirche-oldenburg.de und abonnieren Sie unseren Newsletter unter www.kirche-oldenburg.de/horizonte, der Infos zu den kommenden Ausgaben enthält.



FÜRCHTET
EUCH NICHT!

›FÜRCHTET EUCH NICHT! EUCH IST HEUTE DER HEILAND GEBOREN‹

Eine Botschaft gegen die Angst

Die Welt ist im Krisenmodus: Corona-Pandemie, Krieg, Klimakrise, Inflation, Umweltverschmutzung – die Liste lässt sich fast endlos fortsetzen. Sie macht Angst und zwar allen: den Jungen, den Älteren, den Alten. Eine Angst, die schon in der Weihnachtsgeschichte allgegenwärtig ist: bei Maria, bei Josef, bei den Hirten. Doch mit dem Kind in der Krippe ist auch das Rettende nah, und so vertrauen sie dem Engel, der ihnen sagt: ›Fürchtet euch nicht!‹ Die Welt, das wissen Maria und Josef, bleibt zwar genauso unsicher wie zuvor, aber ihre Einstellung hat sich geändert. Eine Erfahrung übrigens, die auch Jugendliche gerade beim Proben des Weihnachtsstücks machen.

TEXT: RAINER CLAUS FOTOS: GINA ZU JEDDELOH

S

örensens hat Angst. Laute Geräusche, viele Menschen, enge Räume – all das kann er nicht ertragen. Deshalb zieht der Kriminalkommissar von Hamburg in das abgelegene Dorf Katenbüll. Aber die Angst zieht mit; sie bleibt seine Begleiterin.

Sörensens hat Angst ist ein Krimi, ausgezeichnet mit dem Grimmepreis. Schauspieler Bjarne Mädel stellt das Thema Angststörung überzeugend dar: ein suchender, unsicherer Typ, der durch seinen trockenen Humor die Angst erträglich macht. Gedreht wurde im regnerischen Varel am Jadebusen; eine Fortsetzung ist gerade in Arbeit.

Ein TV-Kommissar, der mit seiner Angststörung umgehen muss, das passt gut in die Gemütslage unserer Zeit. Jede vierte Person in Deutschland hat im Laufe ihres Lebens damit zu tun. Und die gesellschaftlichen Umstände deuten nicht darauf hin, dass sich die Lage demnächst entspannt: erst die Corona-Pandemie, dann Russlands Krieg gegen die Ukraine, dazu eine hohe Inflation plus die seit Jahrzehnten schwelende Klimakrise. Diese unsicheren Zeiten schüren bei den als extrem sicherheitsbedürftig geltenden Deutschen große Ängste.

›Fürchtet euch nicht!‹ wird an Weihnachten in den Kirchen gepredigt. Dieser Satz ist der Kern der Weihnachtsgeschichte: eine Botschaft gegen die Angst. Aber wie findet sie den Weg zu den Menschen? Das Lukas-Evangelium erzählt, wie das junge Mädchen Maria von seiner Schwangerschaft erfährt. ›Fürchte dich nicht‹, sagt der Engel zu Maria. Die ist erschrocken, als ein Engel in ihr Leben tritt und sagt: ›Alles wird anders.‹ ›Fürchte dich nicht‹, sagt ein Engel im Traum zu Josef, der sich von Maria trennen will. ›Hab' keine Angst, bei ihr zu bleiben.‹ ›Fürchtet euch nicht‹, sagt der Engel zu den Hirten auf dem Feld, die im Dunkeln Wache halten. ›Euch ist heute der Retter geboren.‹

Nicht nur Sörensens kennt die Angst; auch Maria, Josef und die Hirten lebten mit ihr. Selbst Herodes, der König der Juden, spürt sie zeitlebens. Das Matthäus-Evangelium erzählt, dass er aus Furcht vor dem Verlust seiner Macht die Kin-

der in Bethlehem ermorden ließ. Angst ist eine Triebkraft der Despoten dieser Welt. Sie ist allgegenwärtig in der Weihnachtsgeschichte – aber das Rettende auch. Beides gilt es, ins Gespräch zu bringen.

Silvia Zahn-Claus ist Theaterpädagogin und inszeniert mit Jugendlichen jedes Jahr die Weihnachtsgeschichte. Immer mit einem neuen Akzent. Durch ihre traumapädagogische Zusatzqualifikation blickt sie ganz genau auf die Gefühlsebene in der Geschichte und insbesondere auf den Umgang mit Angst. Ein Thema, das auch bei den Jugendlichen unterschwellig zu spüren ist. Die psychischen Belastungen durch Corona wirken nach. Die Studie *Jugend in Deutschland* der Forscher Simon Schuster und Klaus Hurrelmann vom Sommer 2022 zeigt: Die Jugendlichen sind im Dauerkrisenmodus; Klima, Krieg und Corona belegen die ersten Plätze auf ihrer Sorgenliste.

Es ist Probenstag, das Gemeindehaus in Wilhelmshaven ist leergeräumt. Für die Jugendlichen stehen Bewegungsübungen und Improvisation auf dem Programm. Und biografisches Theater. Die Aufgabe der Theaterpädagogin lautet: ›Stelle dich auf die Bühne und sage einen Satz über deine Angst.‹ Melina beginnt. ›Ich habe Angst zu versagen und das Abi nicht zu schaffen.‹ ›Ich habe Angst, dass es zu spät sein könnte, um die Klimakrise noch zu verhindern‹, sagt Matt. Danach kommt Alex und offenbart: ›Ich habe Angst vor dem Alleinsein.‹ Jetzt stellt sich Mieke auf die Bühne und erzählt: ›Die Angst ist für mich ein Gast. Ein Gast, der mal erwünscht ist und mal nicht. Er schützt mich, aber kann mich auch verunsichern. Meine Angst ist meistens die, zu versagen.‹ Das 16-jährige Mädchen spricht damit intuitiv etwas aus, was viele psychologische Therapierichtungen empfehlen: ›Meine Angst ist nicht peinlich, sie gehört zu mir und ich muss sie wahr- und ernstnehmen.‹ Das ist der erste Schritt zur Akzeptanz.

›Die Angst beim Namen nennen‹ lautet der Titel dieser kleinen Theaterübung. ›Fürchte-dich-nicht-Worte wirken erst, wenn du deine >>>



Angst kennst«, erklärt Silvia Zahn-Claus. Sie bittet die Jugendlichen nun, sich zu fragen, welche Ängste die Figuren der Weihnachtsgeschichte haben könnten. »Josef hatte bestimmt Angst, dass Maria ihn reinlegt und diese Schwangerschaftsgeschichte mit Gott nur erfunden hat«, vermutet Matt. »Maria hatte wahrscheinlich riesige Angst vor der Geburt. Die war ja megajung und wusste von nix«, überlegt Julja. »Und der Wirt hatte möglicherweise nur Angst vor der Verantwortung«, ergänzt Mieke. In der Arbeit mit den Figuren der Weihnachtsgeschichte spiegeln sich ihre eigenen Ängste, die Ängste einer verunsicherten Generation.

»Maria hatte wahrscheinlich riesige Angst vor der Geburt. Die war ja megajung und wusste von nix.«

JULIA

Am Ende dieses theaterpädagogischen Prozesses steht ein Stück. Sein Titel: *Von Angst und Trosthasen*. Die Jugendlichen wollen darin die Angst in Gestalt eines Hasen sichtbar machen. Ein Kind erzählt seinem Kuscheltier-Hasen, wovor es sich fürchtet. Dieser Hase wird lebendig und taucht in den Szenen der Weihnachtsgeschichte auf. Der Angsthase ist zu einem geflügelten Wort geworden. Er steht in der Psychologie für die Urangst der Menschen, für ihren Fluchtimpuls bei Gefahr. Diese Angst war und ist überlebenswichtig. Es braucht aber auch die anderen inneren Anteile in uns, etwa das Einordnen, das nachdenkt: »Ist die Gefahr jetzt real?« Es braucht den praktischen Anteil, der fragt: »Was kann ich tun?« Und es braucht den tröstenden Anteil, der nachdenkt: »Was braucht mein innerer Angsthase, damit ich zur Ruhe komme?«

Die Jugendlichen entwickeln kleine Szenen gegen die Angst. Alex zum Beispiel greift zu seiner Trompete und spielt. Er will Musik studieren, am liebsten in Hamburg. Dieses Ziel ist sein ‚innerer Trosthasen‘. Melina, die Angst hat, das Abitur nicht zu schaffen, sagt zu sich selbst: »Nimm dir Pausen. Achte auf dich. Geh Schritt für Schritt. Gegen die Angst braucht es Strategien und die sind so individuell wie die Angst.«

Die Jugendlichen tauchen in die Weihnachtsgeschichte ein und entdecken darin etwas von sich selbst.

Die Weihnachtsgeschichte erzählt ihnen von unterschiedlichen Strategien. Maria begegnet in ihrer Verunsicherung einem Engel, der ihr sagt, wie wertvoll und bedeutungsvoll sie ist. Diese stärkenden Worte verwandeln Marias Angst. Sie kann auf das vertrauen, was da kommt, weil sie dem vertraut, der da kommt. Josef träumt und nimmt seine Träume als Botschaften ernst. Er hätte sie auch als Unsinn abtun können. Heute würden wir seinen Umgang mit ihnen vielleicht Achtsamkeit nennen. Und die Hirten auf dem Feld? Sie hören das »Fürchte dich nicht« und ziehen neugierig los: »Lasst uns gehen nach Bethlehem und sehen, was die Engel verkündet haben.« (Lk 2) Etwas beginnt sich zu bewegen. Wenn Angst die Bremse ist, dann sind Mut und Trost zusammen das Gaspedal.

Die Welt ist ein unsicherer Ort. Das erleben schon Maria und Joseph und aktuell viele Menschen. Am Ende der Weihnachtsgeschichte steht ein starkes Bild: Ein Neugeborenes liegt geborgen in einer Krippe. Auch in unsicheren Zeiten gibt es Heimaten. Der Philosoph Wilhelm Schmidt benutzt bewusst den Plural. Heimaten seien nicht nur Orte, sondern auch Menschen, Rituale und Gewohnheiten. Menschen, die an Heiligabend zur Kirche kommen, haben in dieser Gewohnheit ihre Heimat. Auch das ist eine Strategie gegen die Angst: sich bewusst machen, in welchen Gewohnheiten man wohnt und was einem guttut.

Im Krippenspiel *Von Angst und Trosthasen* wird am Ende der Stall als ein sicherer Ort dargestellt: Wallende Tücher hängen von der Kirchendecke und bilden, ergänzt um Licht- und Videoinstallationen, eine Höhle, die dem Angsthasen in uns sagt: »Du bist nicht allein. Gott hat Heimat genommen in der Unsicherheit dieser Welt. Sieh dich um, da sind andere. Sie sind wie du mit ihren Ängsten. Fürchte dich nicht.«

Kommissar Sörensen sitzt am Ende des Films in der Dorfkneipe in Varel mit seiner Kollegin, die ihn fragt: »Bleibst du?« Da ist sie: die Frage nach Heimat. Sörensen antwortet: »Wo die Angst ist, da geht's lang.« Und bestellt Bratkartoffeln. 🍷

5
TEIL

St.-Ulrichs-Kirche in Rastede

BACKSTEINSCHÖNHEIT MIT BAROCKELEMENTEN

Die kleine mittelalterliche Dorfkirche im Ammerland ist ein Schatz – für die Besuchenden und die Kunstgeschichte.

St. Ulrich ist eine außergewöhnliche Kirche – Stop! Falsch! Der Satz ist so nicht richtig. Außergewöhnlich – das ja. Aber St. Ulrich ist nicht nur eine Kirche, sondern zwei: Außer der oberen, für alle sichtbaren Kirche gibt es noch eine



weitere. Sie befindet sich unterhalb des Chors. Das Stifterpaar Huno und Willa hatte sich dort 1059 eine kleine, dreischiffige Krypta als Privatkapelle errichten lassen. Eine absolute Besonderheit. Über solch verborgene Gewölbe verfügen üblicherweise nur große, bedeutende Kirchen wie der Bremer Dom. Er diente vermutlich auch als Vorbild für Rastede.

Michael Kusch war bis 2019 Pastor in St. Ulrich, 35 Jahre lang: »Ich war erst der 24. Pfarrer seit Einführung der Reformation dort.« Die Kirche sei ein großes Geschenk für ihn gewesen. Denn Kusch begeistert sich für Kunstgeschichte wie überhaupt für Geschichte. Deshalb hatte er sich für sein zweites Examen auch ein Thema gesucht, das Theologie und Kunstgeschichte verband. Gefunden hat er es in der Schlosskirche von Varel. Dort

befindet sich ein Altaraufsatz von Ludwig Münstermann Von dem Schnitzer und Bildhauer stammt auch die bunt bemalte Kanzel in St. Ulrich, vollendet 1612. Nur gut zwei Jahrzehnte älter ist der barocke Altaraufsatz mit der Inschrift: »gebildet und gemalt von Lucretia de

Saint Simon«. Das Kunstwerk stammt – absolut ungewöhnlich für die damalige Zeit – von einer Frau. So ungewöhnlich wie ihre selbstbewusste Signatur. »Der Altaraufsatz hat es sogar in den Thieme-Becker geschafft, das große Lexikon der Künstlerinnen und Künstler«, erzählt Kusch.

Auch wenn St. Ulrich über die vergangenen fast 1.000 Jahre immer wieder umgebaut und erweitert wurde: Die Krypta blieb nahezu unverändert. Es ist ein quadratischer Raum mit vier Säulen und zwölf Bögen – »inspiert vom Bauplan des neuen Jerusalem, wie ihn Johannes in seiner Offenbarung beschrieben hat«, erklärt Kusch.

Es ist für ihn ein spiritueller Ort. Huno und Willa haben hier gebetet und viele Menschen nach ihnen. »Sie alle werden diesen Raum anders verlassen haben, als sie ihn betreten haben.«

Glaube. Lieder. Hoffnung.



›Wer singt, betet doppelt‹, zitiert Martin Luther den spätantiken Theologen und Philosophen Augustinus. Doch es ist nicht nur das: Wer singt, fühlt sich getröstet, spürt Zuversicht und Kraft. Gerade in schwierigen Zeiten, gerade in der Gemeinschaft der Gemeinde.

TEXT: GUNTHILD KUPITZ FOTOS: ELKIO/TOBIAS TRAPP

W

eihnachten 1818. In Oberndorf, einer kleinen Gemeinde im Salzburger Land, herrscht bittere Not. Das Dorf ist ausgezehrt von den Kriegen gegen Napoleon, den Plünderungen, Überschwemmungen, Missernten und von den Feuern, die in jenem Jahr im Ort gewütet haben. Am Morgen des 24. Dezember stapft der Hilfspfarrer von St. Nikola, der 26-jährige Joseph Mohr, durch den Schnee ins benachbarte Arnsdorf zum Dorfschullehrer und Organisten Franz Xaver Gruber. Er bringt ihm ein Gedicht, das er zwei Jahre zuvor verfasst hat, mit der Bitte ›eine hierauf passende Melodie für zwei Solo-Stimmen samt Chor und für eine Gitarren-Begleitung schreiben zu wollen‹, erinnert sich Gruber später in einem Brief. Mäuse haben der Legende nach den Blasebalg der Orgel von St. Nikola angefressen. Im Anschluss an die Christmette erklingt so zum ersten Mal *Stille Nacht, heilige Nacht*: Mohr spielt Gitarre und übernimmt die Tenorstimme, Gruber die Bassstimme. Eine ›einfache Composition‹, so Gruber, ›welche ... mit allem Beifall produziert wurde‹.

Heute singen dieses Lied an Heiligabend etwa zwei Milliarden Menschen in mehr als 300 Sprachen und Dialekten auf der ganzen Welt. Vier reisende Zillertaler Handschuhverkäufer bringen es 1832 nach Leipzig; sieben Jahre später erreicht es New York. Um 1900 ist das Lied schließlich auf allen fünf Kontinenten bekannt. Bing Crosby hat es gesungen, Elvis Presley, Johnny Cash und Beyoncé, Helene Fischer, Bon Jovi und viele Tausend andere. *Youtube* listet circa 16 Millionen Einträge mit den Stichworten *Silent Night Song* auf. Seit 2011 steht das Lied auf der Liste des immateriellen Kulturerbes der UNESCO.

Dass es die Menschen bereits vor zweihundert Jahren so stark berührte, dürfte zum einen an der getragen-feierlichen Melodie liegen. Zum anderen aber an dem Text. Er machte die von Hunger, Armut und Leid geprägte Zeit für die Menschen erträglicher. Mohrs Worte schenken Trost und Hoffnung.

Und heute? ›Ich merke immer wieder, dass es einen großen Bedarf gibt, Weihnachtslieder

zu singen‹, sagt Kirchenmusikdirektor Johannes von Hoff, ein renommierter Kirchenmusiker und Chorleiter in der Kirchengemeinde St. Ansgar in Oldenburg. ›Obwohl bei manchen alten Texten gar nicht mehr klar ist, was genau gemeint ist. Es spielt überhaupt keine Rolle. Sie werden in den Gottesdiensten trotzdem aus vollem Halse gesungen.‹ Dass Singen glücklich macht, bestätigt auch der Musikwissenschaftler Gunter Kreuz von der Universität Oldenburg. ›Das Gehirn spiegelt dieses Wohlbefinden. Es schüttet körpereigene Opiate und Bindungshormone aus.‹ Wenn Menschen zusammen sangen, fühlten sie sich als Einheit. Insbesondere in der Kirche. ›Man erlebt das Gefühl, gemeinsame Werte wie den Glauben zu teilen. Das schafft Empathie und Sympathie.‹ Doch nicht nur das: ›Religiöse Gesänge sind häufig so komponiert, dass wir in einen ganz bestimmten Atemrhythmus kommen‹, erklärt Kreuz. Vier bis sechs Atemzüge pro Minute empfinde das Gehirn als entspannend.

Und: Singen macht mutig. Man kann nicht singen und gleichzeitig Angst haben, heißt es. Singen beruhigt, es gibt Kraft, schafft Gemeinschaft. Der Beweis? Den treten unter anderem die Menschen in der Ukraine an. Sie singen in U-Bahnen, Klassenzimmern und Kellern. Uner-schrocken und laut. Die *Neue Zürcher Zeitung* beschreibt unter der Überschrift ›Also lasst uns singen, denn es ist Krieg‹, wie das gemeinsame Singen dem kollektiven Widerstand dient. Der Nationalhymne komme dabei eine besondere Rolle zu: ›Nichts widerlegte schon während der ersten Kriegstage die russische Propaganda von einer angeblichen Befreiung des ukrainischen ‚Brudervolks‘ durch Putins Truppen eindrucksvoller als die Bilder jener Menschen in Kiew und andernorts, die den Invasoren symbolisch, aber mit größter Hingabe die Töne der ukrainischen Nationalhymne entgegenschleuderten.‹

Widerstandskraft steckt auch in dem Weihnachtslied *O du fröhliche*. Johannes Daniel Falk, ein ehemaliger Theologiestudent und Privatgelehrter, schrieb es 1815 in Weimar. Dort war das Leben genauso hart wie im 500 Kilometer entfernten Oberndorf. Für Falk und seine Frau aber war es noch um einiges härter, denn zwei Jahre zuvor waren vier ihrer damals sieben Kinder innerhalb weniger Wochen durch Typhus gestorben. Kurz nach ihrem Tod stand ein kleiner Waisenjunge vor ihrer Tür – und die Falks nahmen ihn auf. Als weitere

Kriegswaisen kamen, beschloss das Paar gemeinsam mit Freunden, ein Waisenhaus zu gründen. Dieser schwierigen, von Weltuntergangsstimmung geprägten Zeit setzte Falk sein jubelndes *O du fröhliche* entgegen. Gleich in der ersten Strophe des Liedes heißt es: ›Welt ging verloren, Christ ist geboren: Freue, freue dich o Christenheit!‹ Mehr Glauben, mehr Hoffnung, mehr Vertrauen in die Geburt von Gottes Sohn als kommen-dem Retter ist fast nicht möglich. Falk hatte den Text auf die Melodie des beschwingten sizilianischen Marienlieds *O sanctissima* geschrieben. Er wollte damit einem italienischstämmigen Waisenkind eine Freude machen.

Ursprünglich hatte Falk das Lied als ›Alldreifeiertagslied‹ konzipiert, das heißt: Thematisch ging es nach Weihnachten in den Strophen zwei und drei um Ostern und Pfingsten. Doch 1829 dichtete sein Gehilfe Heinrich Holzschuher diese Strophen um, damit sie in sein weihnachtliches Krippenspiel im Weimarer Kinderheim passten. Seitdem singen Protestanten wie Katholiken diese Version.

Wie *Stille Nacht* und *O du fröhliche* stammen viele der weltweit gesungenen Weihnachtslieder aus dem deutschsprachigen Raum. Im Mittelal-

›Ich merke immer wieder, dass es einen großen Bedarf gibt, Weihnachtslieder zu singen.‹

>>> JOHANNES VON HOFF
KIRCHENMUSIKER
UND CHORLEITER
IN DER KIRCHEN-
GEMEINDE ST. ANSGAR
IN OLDENBURG



Holzschnitzereien von Ludwig Münstermann: Engel am Altar in Berne (S. 10 links), Krippe am Altar in Hohenkirchen (S. 10 rechts), Hirte mit Hund am Altar in Hohenkirchen (S. 11 oben), die Propheten Jesaja und Jeremia an der Kanzel in Rodenkirchen (S. 11 unten)
Fotos: ELKIO/Tobias Trapp



Holzschnitzereien von Ludwig Münstermann:
Krippe am Altar in Berne (oben),
Hirte mit Hund am Altar in Hohenkirchen (unten)
Fotos: ELKiO/Tobias Trapp

auch eine überraschend spielerische, ja szenische Übersetzung der weihnachtlichen Botschaft. Ob Luther es allerdings tatsächlich als Krippenspiel für seine eigenen Kinder geschrieben hat, ist nicht belegt.

Später griffen viele Komponisten die berührend-schlichte Melodie des Liedes auf. Allein Johann Sebastian Bach entwickelte in seinem *Weihnachtsoratorium* drei Choräle auf dessen Basis. Auch Felix Mendelssohn Bartholdy, Max Reger und Igor Strawinsky ließen sich von ihm inspirieren. Und wie alle populären Lieder wurde es umgedichtet, parodiert und weiterverbreitet – mit und ohne Quellenangaben. Immerhin: Es entging der Arisierung durch die Nationalsozialisten. Anders als beispielsweise *Stille Nacht*. Dort wurde in einer Version in der zweiten Strophe der »undeutsche« Ausdruck »Halleluja« gestrichen und durch »heiliges Wort« ersetzt. In einer anderen wurde fast die komplette erste Strophe umgedichtet – und Hitler zum Heilsbringer stilisiert. Überhaupt wurde alles »jüdische« entfernt, von Abraham bis Zion. Bereits im Jahr vor Hitlers Machtübernahme hatte der protestantische Theologe Wilhelm Caspari in vorausgehendem Gehorsam begonnen, die Lieder im Deutschen Evangelischen Gesangbuch zu bearbeiten. Dabei wurde »Jesse« ebenso eliminiert wie »Kyrie«. Selbst »Amen« durfte nicht stehen bleiben. Die umgetexteten Lieder dienten der Propaganda. Das geschah allerdings nicht nur in der NS-Zeit, sondern später auch in der DDR. Dort wurde das Weihnachtsfest zum *Fest des Lichtes* oder *Fest des Friedens*, die Weihnachtsfeier zur *Jahresendfeier* und der Engel zur *Jahresendflügelfigur*.

Aber: Kyrie, Jesse und Zion, Halleluja und Abraham – sie alle kehrten zurück. »Die jahrhundertalte Tradition der Weihnachtslieder war und ist stark«, sagt der Oldenburger Kirchenmusiker von Hoff. Um vieles stärker jedenfalls als die beiden der Diktaturen. Den Grund dafür kennt seine Kollegin, die Kirchenmusikerin und Chorleiterin Birgit Wendt-Thorne. »So ein Fest wie Weihnachten mit seiner tiefen emotionalen und kulturellen Verwurzelung in der christlichen Tradition ist auch eine Selbstvergewisserung. Deshalb ist es für viele Menschen auch so wichtig, das Fest in Gemeinschaft zu erleben.«

ter waren sie nahezu ausschließlich in der Liturgiesprache Latein gehalten, später – vor allem seit der Reformation – zunehmend auf Deutsch. Martin Luther habe dadurch den Menschen die Botschaften der Bibel nahegebracht, so der Limburger Theologe Michael Heymel. Von 1525 an entwickelte der Reformator gemeinsam mit dem Kirchenmusiker Johann Walter die deutschsprachige Messe, zusammen gaben sie auch das erste evangelische Gesangbuch heraus. Weil jedoch viele Menschen weder lesen noch schreiben konnten, verbreiteten sich die Lieder vor allem mündlich.

Es sei das große Verdienst Luthers gewesen, betont Heymel, dass er die Lieder, die die Leute damals ohnehin auf der Straße und in den Häusern sangen, mit seinen geistlichen Texten kombinierte.

»Auf diese Weise konnte die Reformation als Singbewegung Erfolg haben.«

Diese Methode nutzte Luther übrigens auch für sein wohl bekanntestes Weihnachtslied: das 1535 entstandene *Vom Himmel hoch da komm ich her*. Die 15

Strophen unterlegte er zunächst mit einem Gasenhauer; erst vier Jahre später komponierte er die heute gebräuchliche Melodie. Weil Luther die Nähe zur Bibel besonders wichtig gewesen sei, so der Theologe Meinrad Walter in seinem Buch *O du selige Weihnachtszeit*, »verwundert es nicht, dass sein Kinderlied auf die Weihnachten vom Kindlein Jesu – so die originale Überschrift – ein besonders biblisches Lied ist«. Zugleich ist es aber



»Nur für mich wurschteln, würde mich nicht glücklich machen.«

ist aber nicht nur deshalb in der Region bekannt: Überall bringt sie Kinder in Bewegung und stellt Tanzaufführungen auf die Beine, egal, ob in Seniorenheimen, Kindergärten, in der Kirche oder auf Stadtfesten. Haase engagiert sich gerne, Gemeinschaft ist ihr wichtig. »Nur für mich wurschteln, würde mich nicht glücklich machen.«

Deshalb hatte sie sich auch gleich zu Beginn der Corona-Pandemie an die Nähmaschine gesetzt, 250 Masken produziert und in einen Wäschekorb im Carport gelegt. Über ihren WhatsApp-Status informierte sie dann ihre Kontakte, dass alle sich eine nehmen könnten.

Einfach machen, wenn es nötig ist – das ist so etwas wie das Credo von Vania Haase. Der Gemeindebrief muss verteilt werden? Also geht sie mit ihren Kindern los. Das Rollstuhlfahrrad *Sophie* soll an Mieter herausgegeben werden? Also übernimmt sie die Einweisung – gerne auch gemeinsam mit ihrem Mann Gunnar. Der kommt zwar unter der Woche erst spät von der Arbeit, unterstützt sie aber, wo er kann. Und: »Er ist mein wichtigster Ratgeber«, sagt Haase.

Gefordert war sie auch kurz nach Ausbruch des Ukraine-Krieges. Eine Nachbarin hatte sie gebeten, einen Spendenaufruf für einen Hilfstransport in ihrem WhatsApp-Status zu teilen. Das Ergebnis: eine Spendenlawine. Drei 40-Tonner konnten sie mit Kleidung, Lebensmitteln und Hygieneartikeln innerhalb von einer Woche losschicken.

Familie, Freundinnen und Freunde, ihr Beruf und das Ehrenamt – alles zusammen macht das Leben für Vania Haase wertvoll. »Ich liebe das, was ich tue – egal, ob zu Hause, im Tanzunterricht, innerhalb oder außerhalb der Kirche.« Kraft schöpft sie dabei auch aus ihrem Glauben. Als 26-Jährige ließ sie sich taufen. »Ich hatte damals das Bedürfnis nach Schutz durch das Sakrament. Seitdem fühle ich mich dem Glauben und der Kirche sehr verbunden.«

Tage, an denen sie an ihre Grenzen komme, gebe es trotzdem, gesteht Haase. Zum Beispiel wenn eines der Kinder krank wird. »Aber ich bin ja bei allem, was ich tue, nie allein – das ist ein großes Glück.«

Die Powerfrau

VANIA HAASE 40 JAHRE

unterstützt verschiedenste Projekte im nördlichen Friesland

Mittwochs muss alles schnell gehen. Vormittags unterrichtet Vania Haase im Tanzcenter ihrer Eltern, sammelt anschließend ihren Vierjährigen vom Kindergarten ein und ab geht's nach Hause – Mittagessen kochen. Es dauert meist nicht lange, bis ihre drei Töchter 6, 8 und 10 aus der Schule eintrudeln. So wie heute. Sie stellt Nudeln mit Tomatensoße auf den Tisch, das mögen alle, auch die Freundin, die die Älteste mitgebracht hat. Dass Vania Haase am Nachmittag noch den Kindertalentwettbewerb für das Stadtfest in Schortens vorbereiten muss und gespendete Bettwäsche an geflüchtete Familien verteilen wird, die an den von ihr mitgegründeten Verein *SOS Ukraine* gehen – nichts davon bringt sie aus der Ruhe.

20 Stunden in der Woche lehrt Haase Kindertanz in Jever. »Das funktioniert aber nur, weil sich meine Eltern um meine vier Kinder kümmern, wenn sie nicht im Kindergarten oder in der Schule sind.« Die ausgebildete Tanzlehrerin und Juniorchefin des Tanzcenters



›Ich lerne so viel über Kultur und Politik. Das eröffnet mir eine ganz andere Welt.‹

ehemalige Kloster Blankenburg, eine Einrichtung zur Erstaufnahme für Geflüchtete. ›Sie hatte tiefe Depressionen. Und doch hat sie jeden mit offenen Armen und einem Lächeln empfangen‹, erinnert sich Edwina Treptow-Stickan an die ersten Begegnungen. Es brauchte Jahre und vor allem viel Engagement und Spendengelder, bis die drei Kinder, 10, 15 und 18, zur Mutter nach Edeweicht kommen konnten.

›Aber auch diese Geschichte ist noch nicht zu Ende: Die Familie ist mit den traumatischen Erfahrungen in der Heimat und der Entfremdung durch die Trennung längst nicht durch.‹

Wie nah lässt die ehrenamtliche Helferin dieses Schicksal an sich heran, an sich, die selbst Ehefrau und Mutter zweier erwachsener Söhne ist? ›Ich empfinde mit ihr. Aber ich hab' keine Alpträume davon. Ich spüre, wann ich mich selbst schützen muss.‹

Schützen – auch vor Kommentaren. Nicht nur im Netz, sondern auch im wirklichen Leben. Treptow-Stickan berichtet unter anderem von einem ›Paar in unserem Bekanntenkreis, das sagte, die Afghanen und Syrer seien alles Vergewaltiger‹. Wie reagiert sie auf diskriminierende Vorurteile wie diese? ›Dann diskutiere ich nicht mehr und ziehe mich zurück. Man kann die Aufnahme von geflüchteten Menschen kritisch sehen‹, sagt sie. ›Aber richtig verhärtete Standpunkte – da kann ich schwer mit umgehen.‹ Was glaubt sie: Bilden sich Lager? Geht ein Riss durch unsere Gesellschaft? Treptow-Stickan holt tief Luft – und weicht einer Antwort aus. ›Ich habe häufig die Erfahrung gemacht, dass Menschen, die Geflüchtete kennenlernen, plötzlich einen anderen Blick auf die Dinge bekommen.‹

So hatte sie mal mit einer Vermieterin zu tun, die ihre Wohnung zunächst nicht an ein ukrainisches Paar vermieten wollte, weil es Sozialhilfe empfangt. Ihr hat Treptow-Stickan

dann von den eigenen Erfahrungen und ihrer Motivation als Ehrenamtliche erzählt. Und dann klappte es doch. Trotzdem: ›Ich möchte niemanden missionieren.‹

Auch im eigenen Haus hatten die Sängerin und ihr Mann schon mal vorübergehend zwei Geflüchtete einquartiert. ›Zwei Jungs aus Guinea waren akut von der Abschiebung bedroht.‹ Die beiden 18- und 21-Jährigen seien anfangs sehr schüchtern gewesen. Später hätten sie erzählt, ›dass sie große Angst vor uns hatten, denn sie wussten ja zunächst gar nicht, wer sie abgeholt und mitgenommen hat.‹ Den zweien blieb die Abschiebung erspart. Inzwischen haben sie eine Arbeit und eine Bleibe in Edeweicht gefunden. Wieder eines der Erfolgserlebnisse, von denen Treptow-Stickan gerne schwärmt. Manche nennen sie deshalb ebenso liebe- wie respektvoll ›Mama Afrika.‹

Und was ist mit Frust? ›Auch den gibt es, auch echte Enttäuschungen.‹ Ein junger Afrikaner zum Beispiel – ›er war praktisch ein Familienmitglied – machte eine Ausbildung zum Landschaftsgärtner und begann mit dem Führerschein. Aber er kam mit der Theorie nicht klar. ›Irgendwann rief er mich an und sagte, er habe bestanden.‹ Später erfuhr sie, dass das nicht stimmte. ›Die Lüge hat mir wirklich einen Stich versetzt.‹

Doch selbst dafür hat Edwina Treptow-Stickan Verständnis. Immer wieder zu scheitern – das sei für ihn sicher ein Gesichtverlust gewesen. ›Ich lerne so viel über die Kultur und Politik in diesen Ländern. Das eröffnet mir eine ganz andere Welt.‹

Doch woher nimmt Treptow-Stickan die Energie für ihr Engagement? ›Ich weiß es nicht‹, antwortet sie spontan. Bei der Frage

nach dem Zeitaufwand fürs Ehrenamt zögert sie hingegen, addiert dann halblaut die verschiedenen Termine. ›Fünf Stunden sind es bestimmt jede Woche.‹

Was bedeutet ihr gerade in diesem Zusammenhang der Glaube? ›Der ist schon ein Anker, er gibt mir einen gewissen Halt.‹ Bereits seit Kindertagen ist sie engagiert ›bei Kirchens‹. Kindergottesdienst, Helferkreis, Chor. ›Die Kirche ist mir immer ein bisschen Heimathafen geblieben.‹ Ihr Wunsch an die Institution Kirche, an ihre Gemeinde: ›Dass wir stärker zusammenrücken: Kirche und Ehrenamtliche.‹ Treptow-Stickan verschweigt allerdings auch nicht ›die Phasen in meinem Leben, wo ich aufgehört habe, Zwiegespräche zu halten mit Gott.‹ Aber der Zweifel gehöre ja wohl dazu. Dennoch: ›Ich brauche meinen Glauben als Rückhalt, um manche Dinge wieder ins Gleichgewicht zu bekommen.‹

Stichwort Gleichgewicht. Wie nimmt die engagierte Christin die Diskussionen über die Geflüchteten wahr – seinerzeit aus Syrien und heute aus der Ukraine? ›Ich erlebe es immer wieder als Ungleichbehandlung, dass Ukrainerinnen und Ukrainern sofort Grundsicherung nach SGB II gewährt wird, anderen Geflüchteten, die ebenfalls aus Kriegsgebieten kommen, aber nicht. Das schürt eine Zwei-Klassen-Gesellschaft unter den Geflüchteten.‹ Diese Haltung setze sich auch bei hilfsbereiten Mitmenschen fort. ›Uns ist unter anderem eine Mikrowelle angeboten worden – aber bitte nur für ukrainische Flüchtlinge.‹ Wenn sie solche Diskussionen im Internet lese, ›muss ich raus aus diesen Gruppen.‹

Auch bei ihrem Engagement am *Runden Tisch Edeweicht* hat sie neben vielen Höhen auch Tiefen erlebt. ›Zwischendurch habe ich mich mal ein bisschen rausgezogen, weil es mir zu viel wurde.‹ Doch bis heute ist es so, dass ihr das Ehrenamt viel gibt, vor allem durch den Umgang mit Menschen. ›Diese Herzlichkeit war von Anfang an erfüllend.‹

Das ist der Lohn für ihren Dienst an Fremden, die Edwina Treptow-Stickan – frei nach Mose – genauso behandelt wie ihresgleichen.

UWE HARING

Hinweis: Wer sich ebenfalls engagieren möchte: mehr auf Seite 27.



Die Menschenfreundin

EDWINA TREPTOW-STICKAN 59 JAHRE

unterstützt Geflüchtete in Edeweicht

Gottes Gebot der Nächstenliebe können die Edeweichter jeden Tag an der Außenwand der St.-Nikolai-Kirche lesen: ›Unterdrückt nicht die Fremden, die in eurem Land leben, sondern behandelt sie genau wie euresgleichen.‹ Diesen Appell aus dem 3. Buch Mose nimmt das runde Dutzend vom *Runden Tisch Edeweicht* als Auftrag. Es sind Männer und Frauen aus Politik, Kirche und Gesellschaft – eine von ihnen ist Edwina Treptow-Stickan.

Seit sieben Jahren begleitet die 59-Jährige Geflüchtete in ihrem neuen Alltag im Ammerland, hilft beim Kontakt mit Ämtern und Vermietern, mit Arbeitgebern und der fremden Kultur. ›Ein unglaublicher Gewinn auch für mich‹, sagt sie: ›Dieses Ehrenamt erweitert meinen Horizont.‹ Doch hinter diesem Horizont sieht sie auch Not, Elend und Schmerz.

Edwina Treptow-Stickan ist Opernsängerin am Oldenburgischen Staatstheater, ein kraftvoller Mensch mit fester Stimme. Aber als sie die Geschichte einer Frau aus Burundi erzählt, tut sie das leise, irgendwann stockt sie. Es ist das Leid einer Ehefrau und Mutter, die gefesselt mit ansehen musste, wie ihr Mann vor ihren Augen geköpft wurde. ›Ich war fassungslos.‹ Die Frau kam über Ruanda und Dänemark ins

Die Himmelstürmerin

GABRIELE DITTRICH 71 JAHRE

ist Glockensachverständige der oldenburgischen Kirche

Erst kürzlich ist sie wieder 84 Stufen bis unters Dach gestiegen. Dort stand sie dann im Glockenturm der St.-Johannes-Kirche in Kreyenbrück, hoch über der Erde, vor sich die knapp zwei Tonnen schweren Bronzeglocken. Gabriele Dittrich war zu einer Vor-Ort-Besichtigung gebeten worden. Der Stahlglockenstuhl ist marode, ebenso der 60 Jahre alte Turm aus Beton. Eine Komplettsanierung wird diskutiert. Mit 80, hat Dittrich entschieden, aber soll Schluss sein mit der Kletterei. Bis dahin will die 71-Jährige eine Nachfolgerin oder einen Nachfolger finden für ihr ungewöhnliches und anspruchsvolles Ehrenamt: Sie ist Glockensachverständige der oldenburgischen Kirche.

2005 war Dittrich vom Oberkirchenrat in diese Funktion berufen worden. Seitdem kümmert sie sich um alles, was mit den rund 200 Geläuten und ihren 490 Glocken im

Oldenburger Land zusammenhängt. ›Etwa 90 Prozent habe ich mir schon angesehen.‹

Einmal jährlich warten Techniker sämtliche Glocken. Fallen ihnen Ungereimtheiten auf, wird Dittrich geholt. Sie hat sogar das Recht, Geläute stillzulegen. Aber das ist die Ausnahme. In der Regel fragen die Gemeinden bei Dittrich, wenn es Probleme beim Läuten gibt.

Dittrich hat eine mehrjährige Ausbildung beim ökumenischen Beratungsausschuss für das Deutsche Glockenwesen absolviert, profitiert aber zugleich von ihrem fundierten Wissen aus Naturwissenschaft und Technik. Denn die ausgebildete Physiklaborantin und spätere Leiterin der geodätischen Werkstatt der Jade Hochschule hatte schon als Kind ein Faible für diese Themen. Doch nicht nur das: Bereits in jungen Jahren arbeitete sie nebenberuflich als Kirchenmusikerin. Noch heute spielt Dittrich Orgel in verschiedenen Gemeinden.

Ihr Vorgänger, der Organist Ricklef Orth, bei dem sie im Chor sang, hatte sie in die Welt der Glocken eingeführt und mit seiner Begeisterung angesteckt: ›Es fasziniert mich noch immer, wie der schwere Metallkörper einer Glocke so herrliche Töne erzeugen kann.‹ Die setzen sich aus bis zu 20 Teiltönen zusammen: ›Den Ton, den wir hören, gibt es eigentlich gar nicht.‹ Dittrich begann sich für die Geschichte einzelner Glocken zu interessieren wie überhaupt für den Glockenbau. ›Seit 500 Jahren erfüllen Kirchenglocken ihre liturgische Aufgabe und tragen durch ihre Inschriften Botschaften in die Gemeinde.‹

Weil in dieser langen Zeit auch einiges mit den Glocken geschehen ist, beteiligte sich Dittrich an der Erstellung eines *Glockenatlas* der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg. Zehn Jahre lang hat sie daran gearbeitet. 2017 wurde das 260-Seiten-Werk veröffentlicht, das auf der handschriftlichen Zusammenstellung des Glockenfreundes Wilfried Schneider basiert. Es wird fortlaufend aktualisiert. Zuletzt in diesem Frühjahr. Der Atlas (<https://bit.ly/Glockenatlas>) enthält selbstverständlich auch die St.-Matthäus-Kirche in Rodenkirchen im Landkreis Wesermarsch. Die Glocke dort gefällt Dittrich am besten: ›Ihre Tontiefe erinnert mich an ein richtiges Domgeläut.‹ THOMAS KLAUS

›Es fasziniert mich noch immer, wie der schwere Metallkörper einer Glocke so herrliche Töne erzeugen kann.‹

Foto: Tobias Frick



entdeckt

ENTDECKUNGEN ZUM NACHMACHEN, TEIL 2

Helfen 2 x anders

Mit zwei außergewöhnlichen Aktionen zeigt die Diakonie, dass sich dringend notwendige Unterstützung auch kurzfristig und unbürokratisch organisieren lässt.

Alles ist teurer geworden: Strom, Gas, Lebensmittel, Spirit. Und die Preise steigen weiter. Die erhöhten Kosten treffen die Menschen allerdings unterschiedlich hart. Manche spüren die Auswirkungen gar nicht oder nur in geringem Maße, andere können die Inflation gut kompensieren, indem sie beim Einkaufen sparen, seltener Essen gehen oder häufiger den Bus nehmen anstelle des Autos. Doch einigen reicht das Geld schon jetzt kaum zum Leben. Sie müssen nun Schulden machen – ohne zu wissen, ob sie die jemals abbezahlen können.

Diese Menschen brauchen finanzielle Hilfe – schnell und unbürokratisch. Aus diesem Grund hat die Diakonie-Stiftung Osternburg das Projekt **Energiehilfe 30 x 333** kurzfristig auf die Beine gestellt. Das Ziel: 30 Osternburger Einzelpersonen oder Familien, die nur über ein geringes Einkommen oder eine kleine Rente verfügen, einmalig mit 333 Euro zu unterstützen. ›Ursprünglich sollte das Geld die erhöhten Heizkosten ausgleichen, erklärt Pfarrer Stefan Welz, Vorsitzender der



Pfarrer Dr. Stefan Welz

Diakonie-Stiftung-Osternburg. ›Doch aufgrund der überall angezogenen Preise sind manche auch schon ohne ihre Gasrechnung am Limit. Wir sind deshalb ziemlich flexibel, Menschen auch im Blick auf allgemein gestiegene Lebenshaltungskosten eine Einmalförderung zu gewähren.‹ Grundsätzlich könne jede Person mit einem entsprechenden Einkommensnachweis die Hilfe formlos beantragen, unabhängig von Glaubens- oder Kirchenzugehörigkeit, betont Welz.

Kontakt: Stefan.Welz@kirche-oldenburg.de

Unkompliziert helfen – das wollen auch die Fördervereine **Kronenkreuz e.V.** und **Diakonieverein e.V.** in Cloppenburg und Vechta mit ihrer gemeinsamen **Aktion Kühlschränke füllen**. Deshalb bitten sie diejenigen darum, die die sogenannte Energiepauschale der Bundesregierung nicht benötigen, den Betrag an sie zu spenden. Dieses Geld verteilen sie dann an diejenigen, die sich am Ende des Monats oft kaum noch Lebensmittel kaufen können, weil Strom und Gas schon am ersten des Monats vom Konto abgebucht worden sind. ›In unseren Beratungen weisen wir unsere Klientinnen und Klienten natürlich auf sämtliche staatliche Hilfen hin, sagt Martina Fisser, Geschäftsführerin der Diakonie Oldenburger Münsterland. Manchmal reiche es trotzdem nicht. Dann sei sie froh, dass sie wie kürzlich einer Alleinerziehenden mit zwei kleinen Kindern den Maximalbetrag von 150 Euro für den Einkauf geben konnte. Denn als Verwaltungsangestellte in Teilzeit verdiene diese so wenig, dass sie die gestiegenen Lebenshaltungskosten nicht auffangen könne: ›An ihrem Einkommen hat sich ja nichts geändert.‹



Martina Fisser

Kontakt: Fisser@diakonie-cloppenburg.de

Sie möchten spenden? Gerne!

Die Diakonie-Stiftung-Osternburg sowie die beiden Fördervereine Kronenkreuz e.V. (Region Cloppenburg) und Diakonieverein e.V. (Region Vechta) freuen sich sowohl über einzelne Beträge als auch über regelmäßige Spenden.

Diakonie-Stiftung-Osternburg:

IBAN: DE30 2805 0100 0000 5922 79

›Kronenkreuz‹ e.V.:

IBAN DE89 2806 1501 0058 7230 00

Stichwort ›Kühlschrank füllen‹

›Diakonieverein‹ e.V.:

IBAN DE33 2806 4179 0143 9006 00

Stichwort ›Kühlschrank füllen‹

Weitere Informationen:

www.diakonie-stiftung-osternburg.de und www.diakonie-om.de

›Die Hoffnung, dass noch etwas kommt, trägt mich.‹

Seinen Glauben empfindet Bischof Thomas Adomeit als Geschenk, er habe viel mit Verstehen, mit Suchen und Erkennen zu tun. Doch Adomeit kennt auch Zweifel. Was ihm in solchen Situationen hilft? Gespräche. Und die Kirchengemeinde. Er muss seinen Glauben leben, mit anderen Menschen. ›Ein Glaube, der nur im stillen Kämmerlein gelebt wird, würde mich nicht durchs Leben tragen.‹

INTERVIEW: ANNETTE MUSCHALIK FOTOS: TOBIAS FRICK

K

alt und nass ist es an diesem Morgen in Bad Zwischenahn. Auf dem Rathausvorplatz werden gerade die Buden für den Weihnachtsmarkt aufgebaut. Sie versperren nun für einige Wochen den malerischen Blick auf das Zwischenahner Meer. Hinter dem Gewusel streckt sich die St.-

Johannes-Kirche dem grauen Himmel entgegen. Daneben liegt ein bisschen versteckt *Haus Feldhus*, das Gemeindezentrum der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde Zwischenahn. Für Bischof Thomas Adomeit ist der Besuch in dem schönen alten Reetdachhaus beinahe ein

Heimspiel. Er war in Zwischenahn selbst Pfarrer, heute ist seine Frau hier Pfarrerin. Fröhlich wird er von den Mitarbeiterinnen des Gemeindezentrums begrüßt. Im Besprechungsraum, der direkt neben dem großen Kamin in der Eingangsdiele liegt, stehen schon Kaffee und Kekse bereit. Wir wollen über Glauben sprechen. Über Adomeits ganz persönliche Glaubensgeschichte, wie sie begann, welche Brüche sie erlebte und wie sie ihm Halt gibt. Es wird ein intensives Gespräch, das sich bei einem anschließenden Spaziergang am Zwischenahner Meer fortsetzt.

Herr Adomeit, erinnern Sie sich, wie Ihre Glaubensgeschichte begann?

Mein Vater war Pfarrer und ich hatte das Glück, schon als Kind mit biblischen Geschichten in Berührung zu kommen. Da wurde von Menschen erzählt, die selbst in ausweglosen Situationen ganz viel Vertrauen in Gott hatten. Meine Lieblingsgeschichte ist bis heute die Gideongeschichte. Ich habe sie als Zehnjähriger in einem Bibelcomic gelesen. Gideon zieht darin mit einem kleinen Heer in einen vermeintlich aussichtslosen Kampf, weil Gott es ihm so gesagt hat. Er fürchtet sich, ist aber gleichzeitig voller Vertrauen in Gott. Dafür habe ich Gideon bewundert: dass er so vertraute. Dieses Gefühl: Da gibt es eine Kraft in deinem Leben, die nicht von dir selbst kommt, die du nicht selber planen musst – das ist der Beginn meiner Glaubensgeschichte, aus der ich bis heute Kraft ziehe.

Hat es seitdem Situationen gegeben, in denen Sie an Ihrem Glauben gezweifelt haben?

Glaube ist für mich etwas, das sich immer wieder verändert. Als Teenager habe ich das zum ersten Mal sehr deutlich gespürt. Wir zogen damals zurück nach Stuttgart und ich suchte Anschluss bei einer ganz frommen Jugendgruppe. Dort fragten sie mich, wie ich zum Glauben gekommen bin und ich konnte nur sagen: ›Ich habe ihn doch noch gar nicht, ich suche noch.‹ Die Reaktion darauf war: ›Dann müssen wir dich erst mal ganz dringend ins Gebet nehmen.‹ Da habe ich gespürt, dass das mit meinem Glauben nichts zu tun hat. Lautes Bekennen im Gottesdienst: ›Ich habe ihn! – Ja, ich habe es geschafft! – Ich glaube!‹ Das kommt mir bis heute so nicht über die Lippen. Ich habe mir dann abseits der Kirche Freunde gesucht und auch der Glaube spielte in dieser Lebensphase keine große Rolle für mich.

›Ich habe damals gelernt, dass ich andere brauche, um in meinem Glauben fest zu sein. Ich brauche das Hin- und Herspielen der Gedanken – gerade wenn ich Zweifel habe.‹

Und dennoch haben Sie sich später entschieden, Theologie zu studieren.

Eigentlich wollte ich gar nicht dasselbe machen wie mein Vater – oft weg sein von der Familie, strenge Regeln – nee, echt nicht. Andererseits hat mich damals die Frage nach Gott in dieser Welt, die Frage nach sozialer Gerechtigkeit, nach der Gemeinschaft der Gläubigen nie ganz losgelassen. Ich habe zum Beispiel immer beim Kirchentag gejobbt – das waren für mich ganz tolle Momente von Gemeinschaft: in der Straßenbahn sitzen und mit Gleichgesinnten christliche Lieder singen. Sprachlich war ich mit Latein und Griechisch auch schon gut vorbereitet, also warum nicht?, habe ich mir gedacht. Weil ich mir aber nicht sicher war, habe ich außerdem noch Physik studiert.

Mein Kinderglaube ist dann im Studium schnell kaputtgegangen. Alles wurde plötzlich so verwissenschaftlicht und theoretisiert. Das Theologiestudium will ja gar keine Glaubensfragen beantworten – es ist eine Wissenschaft. Das hat bei mir und vielen meiner Mitstudierenden zu einer Krise geführt und ich musste meinen Glauben auf ganz neue Beine stellen.

Wie sah das aus?

Geprägt hat mich die Kombination von Theologie und Naturwissenschaften. Die Naturwissenschaft lebt ja vom Erkennen, sie ist vernunftbezogen. Der Glaube ist dagegen vertrauensbezogen. Aber Vernunft und Vertrauen dürfen sich nicht widersprechen, sie sind für mich ganz eng miteinander verschränkt. Mein Glaube hat deshalb auch ganz viel mit Verstehen, mit Suchen und Erkennen zu tun. Wo sehe ich, dass Glaube etwas bewirkt? Wenn ein Mensch sagt, er glaubt an Gott, ist das schön. Aber wenn ich es sehe oder spüre, dann wird mein Vertrauen größer. Gideon hat sicher an Gott geglaubt, aber erst, als er mit seinen 300 Mann losmarschiert ist, ist das für mich erkennbar geworden.

›››

Was hat Ihnen geholfen, den Glaubenskonflikt im Studium zu lösen?

Die Gespräche mit meinen Mitstudierenden. Ich habe damals gelernt, dass ich andere brauche, um in meinem Glauben fest zu sein. Ich brauche das Hin- und Herspielen der Gedanken – gerade wenn ich Zweifel habe. Diese Krisensituation, die mich mit anderen Studierenden zusammengebracht hat, leitet mein Handeln bis heute. Und das gilt auch für mein berufliches Leben: Ohne Gemeinde geht es nicht, nur digital geht es nicht. Und ein Glaube, der nur im stillen Kämmerlein gelebt wird, würde mich nicht durchs Leben tragen.

›Wir wissen nicht, was kommt, aber die Hoffnung, dass noch etwas kommt, die trägt mich, mit der möchte ich gerne arbeiten.«

Was sagen Sie Menschen, die nach einem schweren Schicksalsschlag an ihrem Glauben zweifeln und zu Ihnen kommen?

Ich habe mir selbst versprochen, mich in meinem Amt nicht zu verbiegen. Ich will authentisch sein. Und so gehe ich in diese Gespräche mit meinem persönlichen Glaubensleben, in dem ich immer wieder erfahren habe, wie der Psalm 23 ›Der Herr ist mein Hirte‹ den Menschen Trost spendet. Ich kann deshalb nur antworten: ›Ich verstehe dich, aber ich kann dir nicht helfen.‹ Ich versuche dann, den Trost zu vermitteln, der in der Zusage Jesu liegt, dass mit dem Sterben hier das Leben nicht zu Ende ist, dass es ein Leben nach diesem Leben gibt. Das kann den Schmerz lindern.

Ist das der Kern des Glaubens?

Absolut, ja. Die 1.500 Seiten Bibel sind wunderbar. Aber es gibt einen Satz, den wir als christliche Gemeinde teilen müssen, sonst bricht alles zusammen: Christus ist gestorben und er ist auf-

erstanden. Er hat die Grenze von Tod und Leben überwunden. Verständigen wir uns auf diesen Glaubensinhalt, dann können wir daraus ganz viel ableiten – auch ganz viel Eigenes und Unterschiedliches. Ich selbst leite daraus ab, dass ich sehr viel entspannter durchs Leben gehen kann. Ich muss mich in diesem Leben nicht an materielle Werte oder Ansehen klammern, denn das ist ja hier noch gar nicht alles. Wir wissen nicht, was kommt, aber die Hoffnung, dass noch etwas kommt, die trägt mich, mit der möchte ich gerne arbeiten.

Haben Sie an diesem Kern jemals gezweifelt?

Ja. Ich habe selber Trauersituationen in der Familie erlebt, wo ich gedacht habe: ›Hoffentlich stimmt das.‹ Als ich am Sterbebett meiner Schwiegermutter saß – eine tiefgläubige Frau – und eigentlich zu ihr sagen wollte: ›Du musst keine Angst haben,‹ da sagte sie das zu mir. Sie hat genau gespürt, dass ich in dem Moment nicht wusste, ob es ein Leben nach dem Tod gibt.

Und auch als Vertreter der Kirche frage ich mich manchmal, ob meine Hoffnung stark genug ist, um die oldenburgischen Pfarrer und Pfarrfrauen so stark zu machen, dass sie zum Beispiel während der Corona-Pandemie das Licht am Ende des Tunnels im Blick behalten.

Die Zuversicht, die Ihr Glaube Ihnen schenkt – haben Sie einen Rat, wie man diese erreichen kann?

Ich fürchte, nein. Ich habe den Glauben ja nicht gefunden, weil ich dieses oder jenes gemacht habe. Ich sage ja noch nicht mal den Satz: ›Ich habe den Glauben gefunden.‹ Glaube ist ein Geschenk, für das ich unglaublich dankbar bin, das ich mir aber nicht erarbeitet oder verdient habe. Mein Tun liegt allerdings darin, dass ich meinem Herrgott die Möglichkeit eröffnen habe, mich zu erreichen, indem ich mir Raum und Zeit dafür gegeben habe. Um ein Geschenk zu erhalten, muss ich ja spüren können, dass etwas unterwegs ist, und es auch annehmen. Ich hoffe, dass ich immer wieder meine Bereitschaft für dieses Geschenk finde, dass ich immer wieder der Suchende bin. Auch als Bischof will ich immer der Suchende sein – niemals der Fertige. 🌱



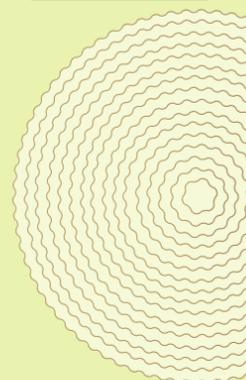
Krippenfiguren aus heimischem Lindenholz vor der St.-Johannes-Kirche in Bad Zwischenahn. Geschnitzt von Kea Ahlers aus Wiefelstede. Foto: Tobias Frick



DIE TIEFERE WAHRHEIT der Weihnachtsgeschichten

Schaut man sich die Geburtsgeschichten von Matthäus und Lukas an, findet man einige Unvereinbarkeiten. Das ist verwirrend, aber auch im besten Sinne entzauernd. Denn so wird der Blick frei für die Symbolkraft ihrer Erzählungen, findet die emeritierte Professorin für Religionspädagogik Anna-Katharina Szagun.

W



ir lieben die erzählten Bilder zur Geburt Jesu, die Lukas und Matthäus uns mit ihren Weihnachtsgeschichten geschenkt haben: Jedes Jahr möchten wir uns von ihnen neu verzaubern lassen. Dank der Engel geht in beiden Geschichten alles gut aus, der Erdkreis scheint – alle weltlichen Mächte bannend – erfüllt von der strahlenden Ankunft eines Neugeborenen. Wir schwingen mit im Zauber der Geschichten, lassen uns berühren vom ›Fürchtet euch nicht!‹ der Engel, wenn am 24. Dezember wie jedes Jahr die Lukas-Fassung im Gottesdienst verlesen wird.

In Krippendarstellungen und -spielen sind die Geschichten von Matthäus und Lukas oft vermischt, was vielen Menschen gar nicht auffällt und wenn, dann kaum jemanden stört oder ins Zweifeln bringt, ob das Erzählte tatsächlich so geschehen ist. Dabei könnte jedem durch ei-

nen Blick in die Bibel die Legendenhaftigkeit der Weihnachtsgeschichten längst aufgefallen sein. Die Evangelisten Markus und Johannes schweigen zur Geburt und sehen Jesus als Sohn von Maria und Josef mit Schwestern und Brüdern in Nazareth aufwachsen (Mk 6,3-4; Joh 6,42). Zum ›Sohn Gottes‹ wird Jesus für Markus durch eine Art ›Adoption‹ bei seiner Taufe (Mk 1,9-11). Zur Zeit von Markus (ca. 70 n. Chr.) waren Tod und Auferstehung wichtige Themen, Jesu Geburt interessierte kaum. Der Jahrzehnte später schreibende Johannes schweigt aus anderem Grund: Für ihn ist Jesus die menschliche Gestalt Gottes. Und wenn Gott schon am Anfang der Welt da war, gilt das auch für Jesus.

Reichlich 20 Jahre nach Markus fragten sich Christinnen und Christen dann, ob die Gottessohnschaft Jesu nicht schon früher als bei der

Taufe angefangen haben könnte. Zu dieser Zeit schreiben Matthäus und Lukas. Hinter dem Namen Matthäus verbirgt sich ein Judenchrist, also ein Christ jüdischer Herkunft, der möglicherweise in Syrien lebte und für Judenchristen schrieb. Wo Lukas – vermutlich ebenfalls Judenchrist – lebte, ist strittig, jedenfalls weit weg von Palästina. Beide Autoren erfahren bei ihren Recherchen, dass in alten Schriften ein Messias prophezeit wird, der als Nachkomme Davids in der Davidstadt Bethlehem geboren werden soll. Daraus folgt als erstes Problem: Verbürgt ist, dass Jesu in Nazareth aufgewachsen ist. Wie verbindet man das mit einer Geburt in Bethlehem? Wir werden sehen, dass die beiden Autoren das Problem unterschiedlich kreativ lösten. Dass sie bei ihren Recherchen auf die griechische Übersetzung (Septuaginta) der hebräischen Bibel zurückgriffen, weil sie offenbar kein Hebräisch konnten, führt zum zweiten Problem: Laut der hebräischen Urfassung wird der Messias von einer ‚Erstgebälerin‘ zur Welt gebracht. Dieses Wort übersetzt die Septuaginta falsch, nämlich mit ‚Jungfrau‘. Durch diesen Fehler gelangt die Jungfrau in beide Geschichten. Abstammungslinien werden aber traditionell über die Väter geführt – wie soll das gehen bei einer Jungfrau-

engeburt? Beide Autoren lösen dies Problem so, dass sie eine geheimnisvolle ‚Jungfrauengeschichte‘ schreiben, die Abstammungslinie aber über Josef als Vater laufen lassen (vgl. Mt 1,1-17 bzw. Lk 3,1-38). Das lässt an einer biologischen Interpretation der Jungfrauengeburt durch die Autoren mindestens zweifeln.

Beim ersten Problem gehen die Autoren verschiedene Wege. Verfolgen wir sie in Kurzform: Bei Matthäus sind die Eltern von Jesus in Bethlehem ansässig, er wird dort geboren. Die Familie flieht vor Herodes' Soldaten nach Ägypten und zieht nach dem Tod von Herodes nach Nazareth, wo Jesus als Zimmermannssohn heranwächst. Engelträume geben Josef wie den Weisen jeweils kund, wie es weitergehen soll.

Zwei unterschiedliche Versionen zur Geburt – und beide sind wahr

Bei Lukas ist das Paar in Nazareth ansässig. Maria reist nach Ankündigung ihrer Schwangerschaft durch Engel zur ebenfalls schwangeren Cousine Elisabeth (Mutter des Täufers Johannes) ins etwa 100 Kilometer entfernte Hochland von Jerusalem und kehrt nach drei Monaten zurück nach Nazareth. Durch politische Vorgaben bedingt (Steuerschätzung im jeweiligen Herkunftstort der Familie) reisen Josef und die hochschwangere Maria nach Bethlehem, wo Jesus in einem Stall geboren wird. Hirten erfahren durch Engel als Erste von der Geburt. Das Paar kehrt nach einer Woche über Jerusalem (Beschneidung im Tempel) nach Nazareth zurück, wo Jesus heranwächst.

Schon der Vergleich der Kurzfassungen zeigt die Unvereinbarkeit beider Geschichten. Die Versuche der Autoren, plausibel zu machen, dass Jesus zwar in Nazareth aufwuchs, aber (schriftgemäß) in der Davidstadt Bethlehem geboren wurde, sind zu unterschiedlich. Auch die weiteren Details deuten darauf hin, dass unsere so geliebten Geschichten keine Tatsachenberichte sein können. Was macht sie trotzdem so bedeutsam? Ist ihre ‚Wahrheit‘ auf symbolischer Ebene zu entdecken? Kann aufgeklärtes Wissen um einen ‚wahren Kern‘ uns neu verzaubern?

Folgen wir der Idee einmal und stellen uns eine Großmutter vor, die ihre Enkel anstiftet, je eine der beiden Geburtsgeschichten für die weihnachtlich versammelte Familie mit Play-

mobil-Figuren nachzuspielen. Der Junge übernimmt die Matthäus-Version, das Mädchen die Lukas-Version. Die Kinder lassen ihre Figuren auf grob gezeichneten Landkarten von Station zu Station wandern. Die Karte für die Matthäus-Geschichte umfasst auch Teile vom Zweistromland und Ägypten. Wie würde die Familie wohl auf dieses Experiment der Oma reagieren? Sie würde sich vermutlich fragen, warum beide Versionen so unterschiedlich ausfallen. ›Matthäus erzählte die Geschichte aus der Sicht von Christinnen und Christen, die im jüdischen Glauben groß geworden waren‹, könnte die Oma dann erklären. Er musste deshalb an alten Schriftstellen zeigen, dass Jesus der angekündigte Befreier ist und bedeutender als alle bisherigen Propheten.

Aber warum wählte er Ägypten als Zufluchtsort? Vielleicht, weil die Familie von Jakob dort in der Hungersnot auch Rettung fand. Und Mose von dort mit dem ganzen Volk in die Freiheit zog. ›Hat Herodes wirklich so viele Babys getötet?‹, will eines der Kinder wissen. ›Historisch belegt ist das nicht‹, antwortet die Oma, ›aber ein Prophet (Jer 31,15) erwähnt Kindermord klagende Mütter. Und da Herodes mehrere seiner Söhne umbringen ließ, konnte man ihm solche Untaten durchaus in die Schuhe schieben.‹ Aber warum erzählt er von Weisen aus fernen Ländern mit Geschenken? Vermutlich, weil in alten Schriften vorhergesagt wurde, dass der Friedenskönig aus Davids Stamm von der ganzen Welt geehrt wird. Matthäus wollte Jesus als einen universalen König zeigen.

Damals waren Himmelsereignisse bedeutsam. Saturn und Jupiter waren einander im Zeichen der Fische im Jahr 7 v. Chr. so nah gekommen, dass sie wie ein riesiger Stern wirkten. Jupiter galt als Stern des Weltherrschers, Saturn als Stern Palästinas, das Zeitalter der Fische stand für Endzeit. Matthäus wusste von diesem Ereignis – und auch, wie Kaiser Augustus es für sich nutzte: Er ließ sich als ‚Stern der Griechenwelt‘ feiern. Matthäus schmetterte Augustus' eitle Lesart ab, indem er im hellen Stern die Voraussagen der alten Schriften bestätigt sah (4. Mo 24,17 ›Ein Stern geht in Jakob auf‹ und Jes 9,1: ›Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht.‹). Matthäus sagt damit: Jesus ist der am Himmel angekündigte Weltherrscher. So gesehen ist es spannend, wie Matthäus den

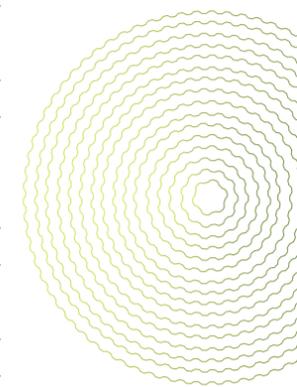
Römern, die zu seiner Zeit die Christinnen und Christen verfolgten, mit seiner Version von Jesu Geburt Macht entzieht.

Gibt es bei Lukas Ähnliches zu entdecken? Aber ja! Von dieser besonderen Himmelsformation wusste er zwar nichts, hatte aber von Steuerschätzungen unter Quirinius gehört und baute sie in seine Erzählung ein: Maria und Josef reisen nach Bethlehem, aber dort sind alle Herbergen besetzt, also bleibt ihnen nur ein Stall mit Krippe als Übernachtungsmöglichkeit. Lukas wusste auch, dass sich Kaiser Augustus (pax romana) als göttlicher Retter feiern ließ, mit dessen Geburt ein Friedensreich angebrochen sei. Deshalb lässt er den Hirten durch Engel verkünden, dass nicht etwa der römische Kaiser, sondern Jesus der Friedensbringer ist.

Erfunden und doch nicht gelogen. Warum? Weil es im übertragenen Sinn stimmt

Doch warum sind Lukas der Stall und die Krippe so wichtig? Und warum sind es ausgerechnet die Hirten, die zuerst etwas von der Geburt erfahren? Die Oma könnte auf diese Frage der Familie zurückfragen: ›Hatte denn der Wanderlehrer Jesus ein Dach über dem Kopf und ein Bett?‹ Dann wäre die Lesart, dass Lukas die Geburt wie eine Art Spiegel verstanden hat für das, was später kommt. Und die Hirten setzte er ähnlich symbolträchtig ein. Zu seiner Zeit wurden sie als Räuber und Betrüger verachtet. Weil Jesus sich aber besonders den verachteten Personen zuwendete und sogar mit ihnen aß, sind auch diese Hirten ein Spiegel, indem ihnen die große Neuigkeit vor allen anderen offenbart wird.

Und aus welchem Grund bringt Lukas die ganze Vorgeschichte mit der unfruchtbaren Elisabeth, die im vorgerückten Alter schwanger wird und Johannes den Täufer zur Welt bringt? Auf diese Weise konnte Lukas zum einen die enge Beziehung zwischen Johannes und Jesus herausheben. Zum anderen zeigt er, dass Gott zwei Frauen, die eigentlich kein Kind bekommen konnten, wenn auch aus verschiedenen Gründen, die Empfängnis zuteilwerden lässt. Was unmöglich scheint, wird durch göttliches Wirken möglich. Im Lobgesang der Maria wird schließlich die Hoffnung der ersten Christinnen und Christen auf eine radikale gesellschaftliche



Figuren am Altar in Berne, geschnitzt von Ludwig Münstermann (S. 22), Figurenkopf am Altar in Hohenkirchen (S. 23) Fotos: ELKiO/Tobias Trapp



›Die Kerze selbst, also die Lichtquelle, siehst du nicht. Aber trotzdem leuchtet das Licht jetzt. Es leuchtet durch Jesus hindurch. So ist das vielleicht mit dem Geheimnis Gott und Jesus zu verstehen.‹

Veränderung durch Jesus ausgedrückt: Hier spiegelt sich Jesu Vision der Königsherrschaft Gottes.

Das Resultat des Experiments der Oma mit beiden Versionen der Weihnachtsgeschichte könnte die Kinder enttäuscht haben. Schließlich identifizierten sich beide mit der von ihnen nachgespielten Geschichte. Und jetzt soll das alles gar nicht passiert sein? So geht es auch vielen von uns: Wir wollen aus Weihnachtsgottesdiensten wahre Botschaften mitnehmen können und nichts Erfundenes. Es gibt also noch Klärungsbedarf, deshalb zurück zu unserem kleinen Weihnachts-Experiment: Nach christlicher Tradition ist die grundlegende Weihnachtsbotschaft, dass Jesus der von Gott gesandte Retter und Friedensbringer ist. Mit ihm als Sohn Gottes kommt das Licht in die Welt. Da liegen nun die Playmobil-Figuren verstreut auf dem Boden und die Oma sagt: ›In Jesus zeigt sich Gott.‹ ›Aber Gott ist doch unsichtbar‹, erwidert der Junge, ›wie kann er sich dann zeigen?‹ Seine Oma zieht als Antwort ein Transparent auf dem Tisch zu sich heran, auf dem Jesus zu sehen ist. Sie zündet eine Kerze dahinter an und macht das elektrische Licht aus. ›Guck mal‹, sagt sie zu ihrem Enkel. ›Die Kerze selbst, also die Lichtquelle, siehst du nicht. Aber trotzdem leuchtet das Licht jetzt. Es leuchtet durch Jesus hindurch. So ist das vielleicht mit dem Geheimnis Gott und Jesus zu verstehen.‹ ›Meinst du, dieser Jesus war sozusagen transparent für Gott?, will das Mädchen wissen. ›Ja‹, sagt die Oma, ›so verstehe ich das: Jesus lebte so in der Nähe Gottes, dass dessen Kraft der Liebe und des Lebens durch ihn hindurchstrahlte.‹ Den Kindern leuchtet das ein: Gott bleibt unsichtbar, aber ist eigentlich die

Quelle des Lichts. Die Vorstellung einer Art Berufung zum ›Sohn Gottes‹ durch die Taufe passt gut zu diesem Bild, besser als die einer Jungfrauen-Geburt, mit der heute viele Menschen nichts mehr anfangen können.

Bloß warum haben diejenigen, die das Neue Testament zusammenstellten, die so gegensätzlichen Geburtsgeschichten beide in die Bibel aufgenommen? ›Vielleicht war ihnen nicht wichtig, was ›in echt‹ gewesen war‹, meint die Oma. Denn schließlich bringen die Geschichten von Matthäus und Lukas doch poetisch all das zum Leuchten, was an Jesus wichtig war: Sie spiegeln es. Sie bringen zum Ausdruck, dass er besitzlos unterwegs war und sich besonders den Menschen zuwendete, die Not litten und von anderen verachtet wurden. Und dass seine Vision der ›Königsherrschaft Gottes‹ den Menschen damals den Weg des Friedens wies. Man könnte also sagen, die Geschichten sind zwar nicht passiert, aber trotzdem wahr. Sie führen uns Jesus als universalen Impulsgeber für unsere konfliktbeladene Welt vor Augen – und das ist gerade jetzt eine sehr aktuelle Botschaft: Wenn die Menschheit sich nicht zu mitfühlender Solidarität wie in Jesu Vision durchringt, wird sie kaum überleben.

Eine letzte kritische Frage bleibt noch: Stimmt denn eigentlich das Geburtstagsdatum von Jesus? Weihnachten fällt auf den 25. Dezember, weil er in der Nacht vom 24. auf den 25. Dezember auf die Welt gekommen sein soll. Dabei war der 25. Dezember zu Julius Caesars Zeiten der Tag der Wintersonnenwende – und galt als ›Geburtstag‹ des Sonnengottes. Die Oma in unserem Weihnachts-Experiment hat auch hierzu eine Idee: ›Wenn die frühen Christinnen und Christen die Feier von Jesu Geburt auf den Tag des römischen Sonnengotts gelegt haben, dann passt das doch super: Am 25. Dezember war nach alter Rechnung gerade die dunkelste Zeit vorbei. Und da feiern wir, dass in einem hilflosen Neugeborenen Licht in unsere Welt kommt, größer wird und schließlich alle und alles erleuchten will.‹

Anna-Katharina Szagun

82 Jahre, wuchs als Pfarrerstochter in Niedersachsen auf. Bis 2005 lehrte sie als Professorin für Religionspädagogik an der Theologischen Fakultät Rostock. Zuvor hatte sie in verschiedenen Schulformen und -klassen unterrichtet und war in der Ausbildung von Lehrerinnen und Lehrern tätig. Heute lebt die fünffache Mutter und zehnfache Großmutter in der Nähe von Göttingen und engagiert sich nicht nur in der Kinder- und Jugendarbeit, sondern hält bundesweit auch Vorträge für Erwachsene.

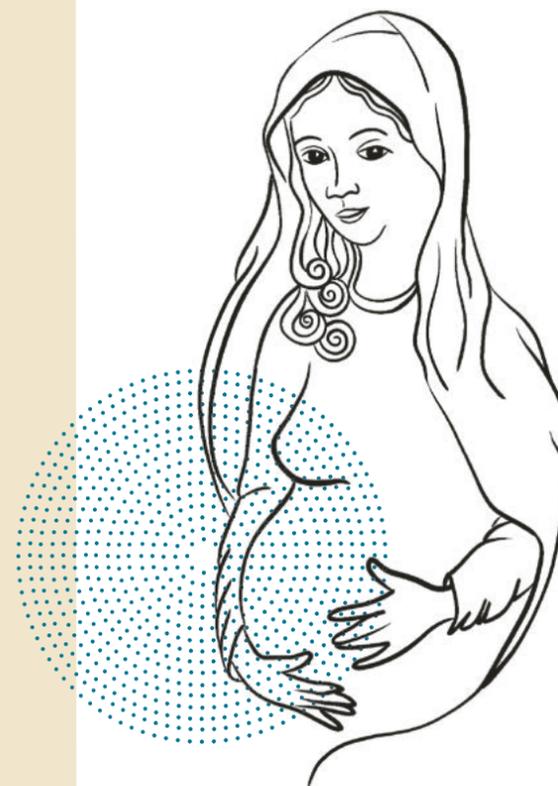


Figurenkopf am Altar in Hohenkirchen
Foto: ELKiO/
Tobias Trapp

›Frag doch mal den Fritz ...‹

In der Bibel gibt es die erstaunlichsten Geschichten: Blinde können plötzlich sehen und Lahme gehen, Jesus läuft über Wasser und wird nach seinem Tod wieder lebendig. Das kann doch alles gar nicht stimmen – oder etwa doch? Der Oldenburger Religionspädagoge Fritz Pinne hat Antworten auf viele Kinderfragen. Spoiler: Die Wundererzählungen sind wahr, allerdings nicht unbedingt in einem naturwissenschaftlichen Sinn.

ILLUSTRATION: BJØRG RÜHS



Jetzt mal ernsthaft: Dass mit der Jungfrauengeburt ist doch Quatsch, oder?

Ja und Nein. Wie erkläre ich Euch das am besten? Vielleicht seid ihr ja Fan von einem Superstar wie beispielsweise Adèle oder einem Spitzen-Fußballer wie Christiano Ronaldo? Dann kennt ihr möglicherweise aus eigener Erfahrung, dass Fans untereinander viel über ihr Idol reden – vor allem darüber, was man über sie oder ihn gehört und gelesen hat. Und je länger diese Gespräche gehen, desto doller werden die Geschichten und Gerüchte. Das schaukelt sich manchmal richtig hoch.

Auch Jesus hatte viele Fans. Die sprachen natürlich auch viel von ihm. Vor allem nach seinem Tod. Damals entstanden immer großartigere Geschichten über ihn, über seine Geburt und seine Taten. Und irgendwann war man sich sicher: ›Jesus ist doch Gottes Sohn! Also muss es genauso gewesen sein!‹ Zum Beispiel die Sache mit der

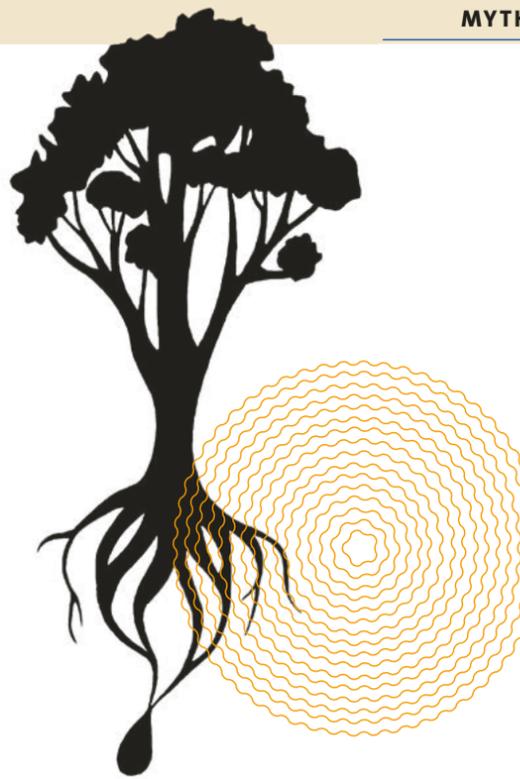
Jungfrauengeburt. Matthäus schrieb deshalb in seinem Evangelium: ›Mit der Geburt Jesu Christi war es so: Maria, seine Mutter, war mit Josef verlobt; noch bevor sie zusammengekommen waren, zeigte sich, dass sie ein Kind erwartete – durch das Wirken des Heiligen Geistes, ... damit sich erfüllte, was der Herr durch den Propheten gesagt hat: Seht, die Jungfrau wird ein Kind empfangen‹ (Matthäus 1,18-23). Wobei ›Jungfrau‹ übrigens auch mit ›junger Frau‹ übersetzt werden kann (siehe auch Text ab Seite 21).

Für mich ist vor allem die Absicht wichtig, die hinter dieser fantastisch ausgeschmückten Vorstellung steht: Jesus ist ganz nah bei Gott – so nah wie niemand sonst – und er lädt uns in diese Nähe ein. Daran glaube ich! Die Bibel naturwissenschaftlich-biologisch verstehen zu wollen, ist ein großes Missverständnis.

Wie ist das mit den Wundern? Alles nur Tricks?

In der Bibel wimmelt es von Wundererzählungen: Da ist Mose, der das Rote Meer teilt und Jesus, der einen Gelähmten heilt. Er vermehrt auch schon mal Brot, wenn ihm mehrere tausend Menschen hungrig zuhören, sogar über Wasser kann er gehen. All diese Geschichten sind Legenden – und das heißt: Sie haben einen wahren Kern, sind aber stark ausgeschmückt worden. Übrigens: Wundersame Fähigkeiten schrieb man zu jener Zeit auch anderen charismatischen Menschen zu: Man unterstrich dadurch ihre Autorität und stellte ihre Wirkung auf andere heraus.

Für mich gibt es viele Wunder: Dass ich auf der Welt bin, ist ein Wunder. Und dass aus einem kleinen Samenkorn ein großer Baum werden kann. Das alles ist ›wunderbar‹. Und auch wenn ich diese ›Wunder‹ wissenschaftlich erklären kann, bleiben sie trotzdem Wunder für mich: etwas, worüber ich immer wieder staunen kann.



er es trotzdem nicht tut. ›Gott verspricht uns nicht, uns aus dem Feuer zu holen, sondern er verspricht uns, zusammen mit uns durch das Feuer zu gehen‹, hat es der britische Mathematiker und Methodist Charles Coulson einmal ausgedrückt.

Es ist gut, wenn ich mit Gott darüber reden kann. Wenn ich ihm alles hinhalten kann, was mich enttäuscht. Auch mit Tränen. Auch mit Wut. Gott hält das aus – und meine Freundschaft mit Gott auch.

Auferstehung? Gibt es wirklich ein Leben nach dem Tod? Kann man ja kaum glauben.

Glauben schon. Aber natürlich weiß niemand, was nach dem Tod kommt. Mir helfen manchmal Geschichten, wie die von der Raupe. Ich erzähle sie oft Grundschülerinnen und -schülern. Die Raupe kriecht gemütlich durch den Garten und murmelt immer vor sich hin: ›Was wohl aus mir noch mal wird ...?‹ Die Pflanzen im Garten machen sich über sie lustig und sagen: ›Na, was wohl? Du bleibst eine hässliche kleine Raupe – und irgendwann stirbst du!‹ Tatsächlich: Irgendwann ist die Raupe weg. Nur ein kleiner Kokon hängt wie ein Sarg am Zaun. ›Wir haben es doch gesagt: Jetzt ist sie mausetot!‹, sagen die Pflanzen. Bald darauf fliegt ein wunderschöner Schmetterling über dem Blumenbeet. ›Du siehst aber schön aus! Wer bist du denn?‹, fragen die Pflanzen. ›Kennt ihr mich nicht mehr? Ich bin's, die kleine Raupe! Das ist aus mir geworden!‹

Jesus hat einmal gesagt: ›Wer an mich glaubt, der wird leben – sogar im Tod!‹ Ich weiß nicht, wie das sein kann. Aber auf dieses Versprechen verlasse ich mich gerne und lebe mit dieser Hoffnung.

Als ich einmal eine Trauerfeier für ein verstorbenes Kind gestaltet habe, haben wir ganz viele kleine Schmetterlinge gebastelt. Und jeder hat einen Schmetterling ins Grab geworfen. Als Hoffnungszeichen.



Zu den Wundern, die Jesus tat, gehört unter anderem die Heilung von Leprakranken. Er kam zu ihnen: zu den Geächteten, den Aussätzigen, zu denen also, die alle mieden. Manche seiner Wunderheilungen kann man inzwischen sogar wissenschaftlich erklären. Aber das finde ich nicht wichtig. Wichtig ist mir: Menschen haben die Erfahrung gemacht, bei Jesus ist es gut, da werde ich heil! Und diese Erfahrung können wir in der Kirche noch immer machen.

Wenn es einen liebenden Gott gibt: Wie kann er nur so viel Leid zulassen?

Ich gebe zu: Manchmal bin auch ich von Gott enttäuscht. So viel auf der Welt kann ich nicht verstehen. Warum gibt es diese grausamen Kriege? Warum müssen Menschen oft furchtbare Schmerzen erleiden? Warum sterben manchmal sogar Kinder? Gott ist doch gut. Da müsste er doch ‚Halt!‘ rufen!

Die Bibel beschreibt, wodurch das Leid in die Welt kam. Und sie macht klar, dass Gott die Macht hätte, das Böse zu verhindern – und



Fritz Pinne

59 Jahre, leitet die Arbeitsstelle Religionspädagogik in Oldenburg. Ihm ist es wichtig, dass Religionsunterricht auch Raum für die tiefen, schweren Fragen bietet – so wie sie ihm als Schulpastor einer Berufsschule immer wieder gestellt wurden. ›Nach den Antworten haben wir dann gemeinsam gesucht – mit viel Spaß.‹

WE WANT YOU! EHRENAMTLICHE FÜR GEFLÜCHTETE IM AMMERLAND GESUCHT

Sie möchten sich ehrenamtlich in Edewecht für Geflüchtete aus Staaten wie Burundi, Syrien, Afghanistan, Ukraine und Iran engagieren? Toll, darüber freuen wir uns sehr! Denn diese Menschen können Ihre Unterstützung gut gebrauchen.

WIE SIEHT ES DENN MIT IHRER ZEIT AUS

Sie würden gerne eine regelmäßige Aufgabe übernehmen, zum Beispiel alle zwei Wochen oder häufiger? **Prima!**

Sie möchten sich nicht festlegen, könnten aber auch mal spontan helfen? **Das passt perfekt!**

Sie würden am liebsten mit Menschen arbeiten?

Sie möchten lieber im Hintergrund bleiben?

Sie würden am liebsten mit Menschen arbeiten?

Sie möchten lieber im Hintergrund bleiben?

Wir suchen offene, empathische Menschen, die beispielsweise als Ersatzopa Zeit mit jüngeren Kindern verbringen möchten oder sich als Mentorinnen und Mentoren um Jugendliche kümmern wollen.

Vielleicht wäre für Sie eine Tätigkeit im Begegnungscafé im Edewechter Haus der Begegnung ideal. Dort treffen sich jeden Dienstag von 15.30 bis 18 Uhr Einheimische und neue Mitbürgerinnen und Mitbürger bei Kaffee und Kuchen.

Falls Sie Englisch, Französisch, Ukrainisch oder Russisch sprechen, würden Sie den Geflüchteten sehr helfen, wenn Sie sie beispielsweise zum Arzt oder zu Behörden begleiten oder bei Bewerbungen unterstützen.

Immer wieder wird Hilfe bei der Organisation von Festen oder Veranstaltungen gebraucht, oder auch mal jemand, der oder die handwerklich geschickt ist und beispielsweise Lampen anbringen kann.

SIE HÄTTEN GERNE MEHR INFORMATIONEN? GERNE!

Jeden ersten Mittwoch im Monat treffen wir Ehrenamtlichen uns als überkonfessioneller RUNDER TISCH EDEWECHT im Rathaus in Edewecht um 18 Uhr.

Dort tauschen wir unsere Erfahrungen aus und planen unsere Angebote. Gerne können Sie uns bei Fragen auch direkt kontaktieren:

EDWINA TREPTOW-STICKAN
Runder Tisch Edewecht
Mobil 0163-6981758
treptow.stickan@gmail.com

HELLA FITTJE-OLTMANN
Runder Tisch Edewecht
Mobil: 0176-72543316
rtedewecht@web.de

TAREK CHIHABI
Gemeinde Edewecht
Tel. 04405-916170
chihabi@edewecht.de





Versicherer im Raum der Kirchen

Kfz-Versicherung wechseln.
Beitrag sparen. CO2
reduzieren.

Stadt Oldenburg und Rastede

Mathias Laing, Generalagenturleiter
Telefon 04492 919530

Ammerland

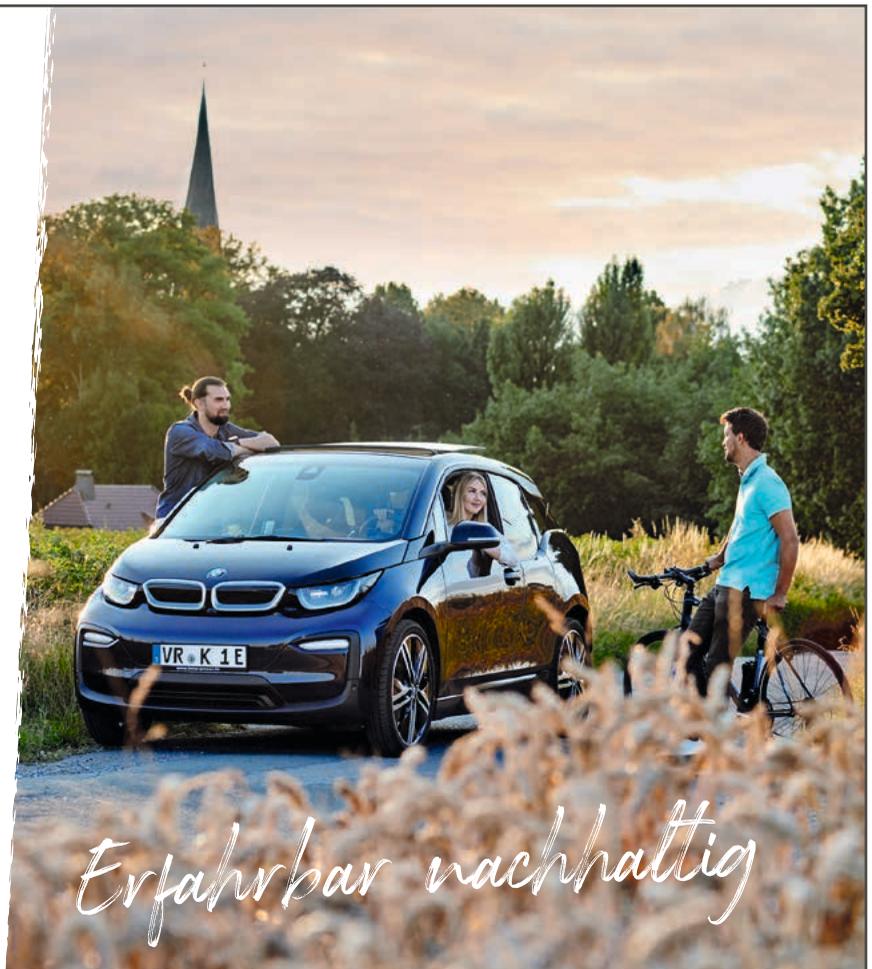
Werner Runde, Generalagenturleiter
Telefon 05951 902424

Friesland, Wilhelmshaven und Wesermarsch

Thorsten Gießelmann, Agenturleiter
Telefon 04944 9204809

Landkreis Oldenburg/Delmenhorst und Wildeshausen

Dirk Oberheim, Hauptagenturleiter
Telefon 04221 2926579



Ein Haus am Meer. Der Albtraum bengalischer Bauern.

Steigende Meeresspiegel versalzen in Bangladesch die Böden. Landwirtschaft wird nahezu unmöglich. Brot für die Welt unterstützt die Menschen dabei, weiterhin wirtschaftlich selbstständig zu bleiben und so ein Leben in Würde zu führen. brot-fuer-die-welt.de/klima



Mitglied der **actalliance**

Würde für den Menschen.